

Nr. 81. Bromberg, den 9. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

Im Oktober des Jahres 1814 erfüllte sich des Landes sehnlichster Wunsch. An einem Montagabend traf Kaiser Franz in Budapest ein.

Tags darauf schon hielt er vom frühen Morgen an Audienz. Alle waren hingerissen von seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, mit der er die harten Opfer quittierte, die das Land während der napoleonischen Kriege gebracht.

Jubelnd grüßte die Hauptstadt den angestammten Ungarnkönig und rüstete begeistert, um die Ankunft des russischen Zaren und des Preußenherrschers zu feiern, die für den kommenden Tag erwartet wurden. Die Herzen brannten in freudiger Erregung, denn Napoleon saß in der Verbannung auf Elba, und der Friede war da.

In dem säulengeschmückten Saal, dessen Wände niederländische Tapeten bedeckten, lehnte Kaiser Franz im schwarzen Sessel vor dem roten Sammetthron. Er trug die dunkelblaue Uniform seines Leibhusarenregiments. Die Runzeln und Falten seines mageren, bartlosen Gesichts glätteten sich in huldvollem Lächeln. Denn solch volkstümliche Empfänge waren dem Monarchen ein Genuß. Die großen Staatsangelegenheiten liebte er nicht; und in stillen Mußestunden träumte er von einem kleinen, von politischen Sorgen unberührten deutschen Fürstentum, wo er als wirklicher Landesvater die Geschicke seiner Untertanen mit milder Hand hätte ordnen und eines geruhigen, segensvollen Wirkens in engem Bereich sich hätte freuen können.

Als die Pendüle die zweite Nachmittagsstunde kündete, fühlte sich der Kaiser schon recht abgespannt. Er hatte so viele fremde Gesichter gesehen, so vielerlei Klagen vernommen. Seine schmalen Hände mit den langen Fingern ruhten müde auf den Armlehnen des Sessels.

Schon hoffte er, es wäre kein Bittsteller mehr draußen, als die Tür sich abermals öffnete und ein großnasiger Jüngling hereinstürmte, um sich dem Herrscher theatralisch zu Füßen zu werfen. Es war, wie sich alsbald herausstellte, ein Schauspieler: der jugendliche Liebhaber am Deutschen Theater in Pest, und er bat flehentlich um ein Engagement an der Wiener Hofbühne. Um sein Können zu erweisen, hielt er sich bereit, sogleich etwas vortragen zu dürfen, und auf des Kaisers gewährenden Wink begann er mit der Deklamation von Schillers Ballade: „Die Kraniche des Ibykus."

Eine Reihe der schwungvollen Strophen hörte der Monarch geduldig an, dann gebot er Einhalt und versprach dem beglückten Großnasigen seines Wunsches zu gedenken.

Damit war die Audienz beendet. Der Kaiser begab sich in sein Arbeitszimmer, streckte sich behaglich auf sein Ruhebett. Graf Sickingen, des Kaisers Intimus und Leibkämmerer, stand am Fenster und ließ die Blicke über den herbstlichen Burggarten schweifen. Er erwartete die üblichen ironisch-trockenen Bemerkungen des Herrschers, als überraschend eine sonderbare Frage erklang:

„Sickingen — wie schaut eigentlich ein Kranich aus?"

Der Kammerherr unterdrückte sein Erstaunen und trat beflissen heran. „Vielleicht, Majestät, ließe sich in irgendeinem Buche etwas über den Vogel nachlesen. Auch der Erzieher der kleinen Erzherzöge kann wohl Aufklärung geben; ich werde sofort zum Palatin Joseph hinüberschicken."

Diensteifrig glitt der Graf ins Nebenzimmer, wo sich die beiden diensttuenden Kämmerer langweilten.

„Na, was Neues, Graf? Wohin so eilig?" fragte der eine, ein junger Husarenoffizier.

Sickingen trug des Kaisers Anliegen vor, und der blonde Oberleutnant lachte: „Kraniche hab' ich in meinem Leben genug gesehen und auch schon geschossen."

„Großartig! Dann komm sofort mit zu Seiner Majestät!"

Nun wurde dem blonden Rudolf von Hardenegg doch ein wenig unbehaglich. Er war von ruhig-bescheidenem Charakter, mied gern jegliches Aufsehen. Aber es half nichts. Eine Minute später schon stand er vor dem Monarchen und trug, in straffer militärischer Haltung, glutroten Gesichts, seine Wissenschaft vor.

Franz gefiel der schmucke Husar im blauen Dolman, gefiel auch seine vornehm-schlichte Art. Mit stillem Lächeln bemerkte er: „Dann hab' ich ja selber schon Kraniche gesehen! Im Schönbrunner Tiergarten sind welche." Er sann ein Weilchen. „Im März und Oktober also ziehen sie durch unsere Landstriche?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Jetzt haben wir Oktober, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Zeigen Sie mir solch einen Vogel!"

„Mein Gott, Majestät . . ."

„Gibt es denn hier keine?"

Hardeneggs Miene hellte sich auf. „Gewiß, Majestät. Vor zwei Jahren war ich mal mit einem Freund in der Gegend von Altofen auf Kranichjagd. Die Tiere wählen Jahr für Jahr die gleichen Wege und suchen immer wieder ihre alten Ruheplätze auf. Es war damals Ende Oktober."

Heiter erhob sich der Kaiser; seine nervöse, schmächtige Gestalt federte elastisch. „Dann kommen S' jetzt, Hardenegg! Lassen S' anspannen! Außer Ihnen soll mich niemand begleiten. Sickingen, ich möcht' gern was essen. Meinen grauen Mantel, bitt' schön! Nur der Kutscher mag noch mitkommen, der Nepomuk. . . . Und zwei Jagdgewehre auf den Wagen!"

Es war eine Laune — aber eine Herrscherlaune, und so fand sie Erfüllung.

Zwei Stunden später machte der Wagen jenseits der Wiener Landstraße in Altofen bei den Solymoser Wiesen halt. Das Wetter war prächtig; rosig schimmerte der Himmel von der untergehenden Sonne, und die fernen Berge zeichneten sich dunkel von den goldumsäumten Wolken ab.

Hardenegg nahm vom Kutscher die Gewehre in Empfang und stand marschbereit.

„Wir können gehen!" Franz ließ sich seine Waffe reichen. „Nur keine Faxen! Bis zum Abend bin ich nicht

Ihr Kaiser! Nur zwei einfache Jäger, gute Freunde. Gelt, Hardenegg?"

„Majestät sind sehr gnädig!" Der junge Offizier rückte das Gewehr auf der Schulter seines Herrschers zurecht.

Man schlug den Weg über die Wiese ein. Der Kaiser schritt behutsam, stets darauf achtend, wohin sein schmaler Fuß trat. „Was meinen S', werden wir Glück haben?" fragte er fröhlich.

„Ich hoffe! Denn in Ungarn trifft man Kraniche zuhauf. Auf dem Gut meines Vaters im Oedenburger Komitat hab' ich oft welche erlegt. Überall in den Dörfern tragen die Burschen Kranichfedern an den Hüten. Es gibt auch eine Menge ungarischer Lieder, in denen der Kranich vorkommt."

„Können S' denn auch Ungarisch, Hardenegg?"

„Jawohl, Majestät!"

„Überflüssig! Sie sind doch Deutscher!"

Der junge Offizier errötete. „Unser Gut in Ungarn wurde uns schon durch Allerhöchste Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia verliehen. Ich bin dort geboren und aufgewachsen."

„Das ist kein Grund", widersprach der Kaiser barsch. Dann wurde er wieder liebenswürdig. „Na, wo bleiben denn unsere Kraniche?"

„Sofort, Majestät! Jetzt biegen wir rechts ein, dann bergen wir uns hinter den beiden Weiden im Röhricht, und . . ."

„Bin kein Freund von Versteckenspiel. Können wir nicht lieber offen auftreten?"

„Majestät erlauben: Auch die Geheimpolizei tritt nicht offen auf und hat doch schon manch interessanten Vogel erwischt!"

„Sehr gut, lieber Hardenegg!" lächelte der Kaiser. „Wirklich, wenn ich daran denk', was mir Baron Hager alles von den Fürsten erzählt . . . Sehr gut, sehr gut . . . Na, und die Liebesbriefe vom Zaren . . ." Er hielt inne, denn der Weg war holperig. „Aber anstrengend ist dieser Friedenskongreß halt, erlauben S' mir nur! Die Ludowika sagt auch, er raubt ihr zehn Jahre ihres Lebens. Lieb von ihr, gelt?" Der Kaiser wurde immer gerührt, wenn er den Namen seiner geliebten jungen Frau — der dritten seines Lebens — erwähnte.

„Hauptsache bleibt, daß Eurer Majestät Tapferkeit und Weisheit über Frankreichs Ränke siegten!"

„Schon gut, schon gut!" seufzte der Kaiser befriedigt. „Jetzt sein S' mir ruhig!"

„Wir sind an Ort und Stelle, Majestät." Der Husarenoffizier blieb in einer talartigen Wiesenmulde stehen.

Im Abendwind säuselte das Röhricht, in das der Kaiser und sein Begleiter sich niederkauerten. Über Hardenegg kam allmählich die prickelnde Jägerleidenschaft, ließ ihn die kaiserliche Würde seines Jagdgenossen vergessen. Ernsthaft belehrte er den unerfahrenen Kameraden: „Unser Vogel ist sehr scheu! Wir dürfen uns nicht rühren, müssen sogar beim Atemholen vorsichtig sein."

Sie warteten. Weißer Nebel wallte über die feuchten Wiesen, und schon begann die Kühle den Harrenden in die Glieder zu ziehen. Da — endlich — zerriß ein rauhes „Krukru" die friedliche Dämmerstille.

Hardenegg zeigte auf die grasbewachsene Lichtung vor ihnen, auf der ein anmutiger, langhalsiger Vogel trippelte. Ein Kranich! Und was für einer! Ein niegesehenes Wunder der Vogelwelt: Einen grauen Vogel hatte Hardenegg dem Kaiser versprochen, und nun zeichneten sich die feinen Formen eines roten Kranichs vom Abendhimmel ab. Sonst pflegen nur die Flügelränder junger Tiere so gefärbt zu sein, diesen Vogel aber hatte der Morgenglanz der Jugend über und über rot geküßt. Betroffen starrten die beiden Jäger auf die Erscheinung. Der rote Kranich hob den zierlichen Kopf, übte ein paar tänzerische Sprünge. Wie von übermütiger Laune angewandelt, griff er mit dem spitzen Schnabel nach einem Steinchen, schleuderte es in die Höhe, suchte es wieder zu fangen.

Nun bückte er sich gravitätisch, rannte, eilig hin und her — und dann . . .

„Schießen wir — ich muß ihn haben!" raunte der Kaiser und griff an sein Gewehr.

Der Kranich wurde aufmerksam, erschrak und schwang sich hastig in die Luft. Zwei Schüsse, ihm blindlings nachgesandt, fehlten ihr Ziel.

Durch den Knall aufgescheucht, stieg jetzt eine ganze Kranichschar aus dem Röhricht und flog, V-förmig geordnet, die langen Hälse und Beine ausgestreckt, mit starken Flügelschlägen westwärts von dannen.

„Er ist halt fort!" Durstige Trauer lag in des Kaisers müden Augen.

„Ich verschaffe Majestät diesen Vogel!" beteuerte Hardenegg impulsiv — mit jenem auflodernden Selbstbewußtsein, daß uns in einzelnen Augenblicken auch das Unmögliche leicht erreichbar scheinen läßt.

Franz dachte an die sanfte Schönheit seines blassen Weibes. Wenn er ihr nur eine einzige dieser roten Federn bringen könnte, ihr, seiner Ludowika, deren Bild ihm durch den kalten Nebel entgegenlächelte! — Eine seltsame Blume war sie . . . so jung, und er . . .

„Zu spät!" sagte er bitter und winkte entsagend mit der Hand. „Gehn wir halt!"

Stumm schritten sie zum Wagen zurück, als hätten sie einen Schatz verloren, der fast schon ihr eigen geworden . . .

Fröstelnd lehnte sich Kaiser Franz in die Kissen der Kutsche. Bei der Marienkirche angelangt, dort, wo die Wiener Landstraße nach links abzweigt, gab es plötzlich einen Ruck. Die Pferde stolperten, und Nepomuk kroch vom Bock: Ein Rad hatte sich gelockert. Der entsetzte Kutscher erwartete Vorwürfe; aber der Kaiser schien nicht ungehalten — seine Enttäuschung hatte ihn geduldig gemacht.

„Wo san ma, Nepomuk?" fragte er und blickte um sich.

Links vom Wege stand ein kleines Haus; nur ein einsiedlerischer Sonderling mochte hier so einsam wohnen. Weiter rechts befand sich eine Schenke, daneben eine Schmiede. Aber alles lag in Schweigen gehüllt, verlassen und wie ausgestorben.

Hardenegg zerbrach sich gerade den Kopf, warum auf Gottes weiter Welt kein Wesen so arg vom Schicksal verfolgt sei wie er — als der Kaiser vergnügt Anordnungen zu treffen begann.

„Nepomuk, du läßt den Wagen reparieren! Wir werden daweil irgendwo einkehren. Da könn' ma gleich schaun, was das gute Ofener Volk treibt. Hardenegg, wie heißen S' eigentlich mit Vornamen?"

„Rudolf, Majestät."

„Nix Majestät, lieber Rudi — nur Franz. Du mußt mich duzen. Strengstes Inkognito. Nepomuk, i bin ein Herr aus Wien, verstanden?"

„Ja, ja, i waß schon!" Nepomuk hatte bereits öfters auf so vertraulichem Fuß mit seinem Gebieter gestanden.

Der Kaiser wies auf das kleine Haus mit den Gitterfenstern. „Da gehn ma hin. Klopf' an, Rudi!"

Hardenegg klingelt folgsam am braunen Tor. Nach einem Weilchen hörte man Schritte im Hausflur; ein schlankes Mädchen trat auf die Schwelle. Das Licht in ihrer Hand beschien ein dunkles Kleid, ein weißes Schultertuch unter rötlichblond schillerndem Haar und entzündete einen Glanz in ihren fragenden Augen.

Der Kaiser wollte ihr die Wangen tätscheln; aber das junge Ding bog scheu den Kopf zur Seite.

„Schon gut, schon gut!" beschwichtigte Franz. „I tu' Ihnen nix — haben S' keine Angst! Unser Wagen is a bisserl verunglückt, und bis er wieder in Ordnung ist, dürfen wir doch wohl hierbleiben?" Dann, um die Aufmerksamkeit seiner Person abzulenken, machte er den Kameraden bekannt: „Mein Freund, Graf Rudolf von Hardenegg. Wem gehört dies Gebäude?"

„Dem Uhrmachermeister Hilarius Müller."

„Sind Sie seine Tochter, schönes Kind?"

Das Mädchen verneigte sich artig. „Franziska Müller."

Die Uhrmachertochter führte ihre Gäste in ein niedriges Speisezimmer. Ein großes grünes Kanapee stand an der Wand, davor ein Tisch mit einer hohen Lampe und um ihn herum grüne Polsterstühle. Über dem Kanapee lächelte aus goldenem Rahmen das Bild einer gelbgekleideten Dame den Eintretenden entgegen.

An der Tür blies Franziska das Licht aus, mit dem sie durch den dunklen Torweg und den düsteren Vorraum geleuchtet. „Vater, wir haben Besuch bekommen!"

Neben dem großen Ofen wurde aus schwarzledernem Lehnstuhl ein leicht ergrauter Kopf aufgeschreckt. Der braunberockte Meister Hilarius Müller erhob sich, strich sich über das lange, in die Stirn fallende Haar und ließ seine scharfen Augen prüfend über die Fremden gleiten. „Seien Sie willkommen!"

„Graf Franz von Kaiserstein", stellte der Monarch sich vor. „Und hier mein Freund Rudolf von Hardenegg. Wir gehören zum Gefolge Seiner Majestät, haben auf dem Heimweg von der Jagd einen Wagenunfall gehabt. Bis der Schaden behoben ist, würden wir gern Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen."

Meister Hilarius reichte seinen Gästen die Hand: „Ich bin beglückt, wann der Herr Graf und Ihr Freund in meinem Hause rasten wollen. Nehmen Sie Platz!"

Während der Uhrmacher sich mit den Ankömmlingen vertraut machte, ersetzte Franziska zur Feier des Abends die Öllampe durch einen großen Silberleuchter. Freundlich fragte sie den Kaiser, der sich's in einem Lehnstuhl bequem gemacht hatte: „Wollen der Herr Graf nicht den Mantel ablegen?"

„Nein, liebes Kind! Ich bin ein bisserl durchgefroren — so wird mir schneller warm werden." Schützend wickelte er den weiten Mantel noch fester.

„Dann wird den Herren ein Trunk Wein gewiß wohltun!" Das junge Mädchen nahm eine Flasche und Gläser aus dem Wandschrank.

Ihre Bewegungen waren flink und leicht. Sie war hoch und schlank gebaut und ähnelte ihrem Vater. Ihr Haar war nicht so rot, wie das seine, doch hatte sie die gleiche niedrige Stirn, die feingeschwungene Nase, den schmalen Mund. Aus ihrem lieblichen Antlitz blickten eigentümlich wissende Augen.

Hardenegg musterte sie erstaunt. Dieses schöne, rotfuchsige Mädchen war vielleicht unter den Frauen ein ähnliches Wunder wie in der Welt der Kraniche jener rostrote Vogel, den ihm am selben Tage eine Laune des Schicksals vor Augen gezaubert: Der rote Kranich und die rote Franziska — als seien beide Bild und Sehnsucht seiner Jugend.

Meister Hilarius schenkte seinen Gästen ein, mahnte die Tochter: „Es ist Nachtmahlszeit, Franziska! Ich hoffe, daß die Herren unser bescheidenes Mahl nicht verschmähen werden."

„Im Gegenteil, wir nehmen mit Dank an!" erklärte der Kaiser. „Wir sind bei der Pirsch hungrig worden, und es kann lange dauern, eh' wir daheim sind."

Franziska ging geschäftig hinaus, und Hardenegg war fest überzeugt, daß es dunkler im Zimmer geworden, seit ihr Goldhaar nicht mehr darinnen leuchtete.

Der Hausherr hob sein Glas: „Auf das Wohl meiner Gäste!" Behutsam trank er einen Schluck. „Die Herren sind also mit Seiner Majestät aus Wien gekommen? Dann wissen Sie sicherlich auch über den Verlauf des illustren Kongresses Bescheid?"

„Es wird schon irgendwie Ordnung werden," wich der Kaiser aus.

„Ordnung! Es tut auch not, daß Europa endlich in Frieden leben kann. Man wird sich schließlich doch einigen können über die Beseitigung der widrigen Mißstände. Jeder Teilnehmer muß das Seine beitragen, daß kein Grund zur Unzufriedenheit bleibe."

So äußerte sich Meister Hilarius — wie die Uhr tickt, gemessen, ohne Betonung, als ob eine Maschine spräche. Aber auch die Gedankenfäden, die er spann, waren verwickelt wie ein feiner Mechanismus. Wenn er etwas sagte, was ihm besonders wichtig schien, so nickte er — einmal, zweimal, dreimal, wie die Uhr zu schlagen pflegt.

Franz hörte lächelnd zu; Hardenegg aber lauschte bebend und hätte dem Gastgeber gern klargemacht, daß man mit diesem Grafen Kaiserstein weit ehrerbietiger zu reden habe.

„Ei, die Herren trinken ja gar nicht?" nahm Meister Hilarius wieder das Wort. „Na, auf den guten Ausgang des Kongresses!"

„In Budapest sind droße Feste in Vorbereitung."

Der Uhrmacher nickte: „Ich hörte schon, daß der Preußenkönig und auch Alexander von Rußland unterwegs seien. Aber die ungarische Nation verdient es auch, daß man sie nicht links liegen lasse. Während des Krieges hat das Magyarenland vielerlei Schaden gelitten. Trotz seines fetten Bodens, trotz seines Volksfleißes konnte es nicht zu dem Wohlstand gelangen, den es hätte erreichen müssen. Nun aber leuchtet eine Zukunft in heiterem Licht."

Diese patriotische Wendung des Gesprächs behagte dem Monarchen nicht; eine steile Falte erschien auf seiner Stirn. Glücklicherweise kehrte jetzt Franziska zurück.

„Nun, bekommen wir etwas Gutes zum Imbiß?" fragte ihr Vater.

„Ich hoffe, unsere Gäste werden fürliebnehmen." Kokett blieb sie am Tische stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kret.

Eine Dackeltragödie

von Graf Franz Potocki.

Der Verfasser dieser Skizze war früher Redakteur am Krakauer „Czas" und ist gegenwärtig Direktor des Kultusdepartements in Warschau. Wir verdanken die „Berechtigte Übertragung" des vorliegenden Aufsatzes, der zuerst im „Czas" erschienen war, Herrn Dr. Wilhelm Christiani in Berlin.

Die Schriftleitung.

Kret (= Maulwurf) war ein außerordentlich kluger Dachshund. Er entstammte einem hocharistokratischen Dackelgeschlecht, dem alle möglichen Vorzüge eigen waren und das natürlich auch nicht ohne hochherrschaftliche Launen war. Seine Mutter aß mit Vorliebe Himbeeren und Erdbeeren, im Frühling aber war sie so pervers, stundenlang in der größten Hitze im Schatten einer Weißbuchenhecke auf schläfrige Käfer Jagd zu machen, die sie von den Zweigen abstreifte und dann, wie sie waren, auffraß. Krets Vater hatte dem deutschen Kaiser gehört, war dann in den Besitz eines der vielen kleinen deutschen Fürsten übergegangen und wohnte in einem prächtigen, auf einem hohen Berge gelegenen Schloß. So oft er von seinem erlauchten Herrn Prügel kriegte, war er tief gekränkt, und dann spielte sich folgendes ab: mit gespitzten Ohren und kriegerisch erhobener Rute verließ er stolz das Schloß, begab sich nach unten in das Städtchen und ging eitel wie ein Pfau durch die Straßen direkt zum Polizeiamt, wo er mit der einem fürstlichen Hunde gebührenden Hochachtung empfangen wurde. Der diensthabende Schutzmann zog seine Galauniform an, nahm den Hund auf den Arm und trug ihn ins Schloß zurück. Er übergab ihn persönlich der Fürstin, die den verlorenen und wiedergefundenen Liebling an ihr Herz drückte und dem Polizisten als Belohnung einen großen Becher Spatenbräu und eine mächtige Portion schönster Wurst geben ließ . . .

Es ist also kein Wunder, daß Kret, da er solche Vorfahren hatte, selbst eine Art Überdackel war. Als junger Hund war er aus seiner deutschen Heimat auf einen Gutshof in Podolien gelangt. In jenen Zeiten vor dem Kriege waren die internationalen Beziehungen (wie wir hier zur Kenntnis der jungen Generation bemerken möchten) nicht so erschwert, wie sie es heute sind, und niemand hielt es für etwas besonderes, daß ein Dackel vom Rhein sich plötzlich an den Ufern des Boh mitten in der Ukraine befand.

Wir wollen uns übrigens nicht lange bei der Biographie unseres Helden aufhalten und nicht die zahllosen Ereignisse seines Lebens schildern: wie er mit Dachsen kämpfte, wie er Füchse und Katzen abwürgte, wie ihn einmal eine Bulldogge fast totgebissen hätte, wie er auf einer Froschjagd beinahe ertrunken wäre, wieviel Mäuse und Ratten er erlegte und wie oft er die unglaublichsten Abenteuer bestand, wenn er mit lautem Gebell vergebens Hasen und Rehe jagte. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß er in seinem bewegten Leben sich zu einem überaus klugen, mit den wertvollsten Eigenschaften begabten Hunde ausbildete, daß er von seinem Herrn sehr geliebt wurde und ihm das mit beispielloser Treue und Anhänglichkeit vergalt, so daß er der Freund und Genosse desselben wurde.

Die Jahre vergingen, und Kret wurde immer klüger, immer erfahrener. Er war imstande, Schlüsse zu ziehen, manches vorauszusehen und zu ahnen. Da kam die Katastrophe.

Es war kurz vor der Revolution. Es herrschte an jenem Tage eine große, podolische Hitze. Eine furchtbare Glut, von der hier in Polen niemand einen Begriff hat. Kret lag im Schatten auf einer Bank vor dem Hause und blinzelte mit seinen nun schon alten Augen nach dem Hoftor, durch das, wie er wußte, bald der Wagen kommen würde, in dem er mit seinem Herrn in den Wald fahren sollte. Er wußte es bestimmt, denn eine ganze Reihe von Anzeichen wies unfehlbar darauf hin . . . Da tauchte im Tor statt des erwarteten Jagdwagens die Gestalt eines in gleichmäßigem, gewissermaßen automatischem Trabe laufenden Hundes auf . . . eines fremden Hundes. Kret sprang mit einem Satz auf ihn los, um fast in demselben Augenblick sich instinktiv zurückzuziehen. Sein Instinkt warnte ihn vor einer drohenden Gefahr.

Doch es war schon zu spät; der riesige Köter schnappte, ohne von der geraden Linie, die er verfolgte, abzuweichen, mit seinen weißen Zähnen, über die Schaum und Geifer tropften, nach Krets Nase — und lief weiter.

Was dann geschah, war das Werk eines Augenblicks. Kret begriff sofort, daß der Tod ihn getroffen hatte. Schweigend zog er sich mit gesenktem Schwanz in das nächste Beet von roten Pelargonien zurück und verkroch sich dort ganz. Jemand rief: „Ein toller Hund!" Krets Herr sprang mit dem Gewehr in der Hand direkt aus dem Fenster seines Zimmers und eilte dem Köter nach, der hinter dem Hause verschwunden war. Dann fiel ein Schuß.

Darauf kehrte der Herr keuchend zurück und sah sich nach Kret um. Als er ihn erblickte, ging er zu ihm, beugte sich hinunter und sah, daß auf seiner Schnauze ein paar Blutstropfen waren. Er wischte sie mit dem Finger ab, wobei seine Hand etwas zitterte. Die Tropfen kamen wieder. Kret lag die ganze Zeit unbeweglich. Sein Herr richtete sich auf, dachte nach, machte eine eigentümliche Handbewegung, bückte sich wieder, streichelte sehr sanft und weich Krets Kopf, wandte sich ab und rief mit gepreßter Stimme dem Hund zu, ihm zu folgen.

Kret rührte sich nicht, sondern preßte sich noch fester an die Erde . . . Er begriff . . .

Aber auch sein Herr begriff, daß — der Hund „es wußte“. Ihm war, als ob ein Krampf ihm die Kehle zusammenschnürte. Er kniete neben dem Hunde nieder, begann ihn zu streicheln und zu liebkosen und sagte leise:

„Fürchte dich nicht, Alter, ich tue dir nichts!“

Doch er dachte etwas anderes. Denn es war ihm klar, daß da nichts zu machen war. Der Eisenbahnverkehr war wegen eines Truppentransportes auf drei Wochen gesperrt . . . und selbst wenn man den Hund hätte nach Kiew schicken können, so würde er, auch wenn er geheilt werden sollte, doch von allen für toll gehalten werden. Man würde sich vor ihm fürchten, ihn jagen und schlagen . . . Ja! Da war nichts mehr zu machen.

Da er sah, daß der Hund ihm nicht folgen werde, nahm er ihn auf den Arm, trug ihn ins Zimmer, wusch ihm die blutige Nase ab und streute Xeroform auf die Wunde. Als das Blut zu fließen aufhörte, setzte er sich in den Lehnstuhl und nahm den Hund auf die Knie. So saß er und streichelte ihm den Kopf und war selbst sehr traurig und unglücklich. Kret wurde allmählich ruhig und schlief sogar ein: er liebte es nämlich ungeheuer, auf dem Schoße zu liegen.

Erst das Rollen des vorfahrenden Wagens weckte ihn. Er sprang auf den Boden, begann zu bellen, mit dem Schwanz zu wedeln und bat seinen Herrn auf alle mögliche Weise, auch aufzustehen und mitzukommen . . . Er hatte schon alles vergessen.

Als er sah, daß Herrchen das Gewehr und die Patronen in die Hand nahm, fing er an fröhlich zu winseln. Er drehte und wandte sich vor übergroßer Freude, daß es nun in den Wald ging, auf die Jagd.

*

Als sie im Wald angelangt waren, schickte der Gutsherr den Kutscher wieder nach Hause und befahl ihm, erst am Abend, wenn es ganz dunkel sei, an einer bestimmten Stelle sich wieder einzufinden. Er warf das Gewehr über den Rücken und ging weiter. Kret lief voraus und jagte in glänzender Laune dahin, raste bald nach rechts, bald nach links, schnupperte hier und da und steckte die Nase überallhin . . . So gingen sie lange. Sie kamen zu einem Dachsbau. Am Waldrande flogen Feldhühner vor ihnen auf; an einem Weiher sahen sie Reiher; ein Bock wurde von ihnen aufgescheucht; sie kamen ganz nahe an eine Ricke heran, die völlig weiß war und erst bei Kriegsausbruch hier zuerst gesehen worden war. Die Leute glaubten, das seltene Tier kündige ein nahes großes Unglück an . . . Herrchen schoß einen Habicht und zwei Eichhörnchen, die Kret totbiß, tief überzeugt davon, daß er sie erlegt habe, und die er dann lange im Maul trug, bis er auf eine Hasenfährte stieß und nun mit lautem Gebell dem Hasen nachsetzte . . .

Die Sonne neigte sich dem Westen zu und färbte die Wolken mit einem herrlichen Rot, vergoldete die Wipfel der Bäume und ließ rosa Streifen auf der Wasserfläche erscheinen. Es wurde still im Wald. Ein kurzer Augenblick der Ruhe trat ein zwischen dem Leben des Tages, das schlafen ging, und dem Leben der Nacht, die alsbald mit ihrem Weben das Dunkel der Schatten füllen sollte. Es war ein Augenblick größter Stille, kein Laut war zu hören.

Kret saß da, den Rücken seinem Herrn zugekehrt, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit: er hatte seine langen Schlappohren gespitzt und rührte sich nicht. Er war so unbeweglich, wie nur ein Tier sein kann, bewegte bloß leise die Nasenspitze und sog die vielen tausend verschiedenartigen Gerüche ein. Auf dem andern Ufer des Flusses hörte man einen Bock, der offenbar aufgescheucht worden war. Kret horchte noch gespannter, bis ein leichtes Zittern ihn durchfuhr: alle seine Körperkäfte verwandelten sich in einen Sinn, er lauschte in die Ferne, aus der von jenseits des Flusses die Nacht heraufzog.

Er merkte nicht — konnte es nicht merken — wie hinter ihm der Gewehrlauf sich langsam senkte, fühlte es nicht, wie der Donner eines Schusses die Luft zerriß, fühlte nicht, wie eine Bleikugel ihn auf den Kopf, zwischen die Ohren traf . . . ein Orkan raste plötzlich durch sein Hirn, ein Wirbelwind riß ihn zu Boden, und in diesem Wirbelwind wirbelte alles durcheinander: der Schrei des Rehbocks, der Geruch des Hasen, das Rascheln einer Maus, das Rauschen des Waldes, der Silberblick des Flusses . . . und dann hörte alles auf, und es trat eine große Stille ein, eine unvergleichlich größere Stille, als die, in die er soeben gelauscht hatte . . . .

Noch lange blieb sein Herr danach auf dem Stein sitzen . . . Noch lange ging er dann im Walde umher, bis der beunruhigte Kutscher ihn durch Rufen nötigte, zum Wagen zu kommen. Aber nie bedauerte er, was er getan, denn ein Jahr darauf stachen die Bauern, die ein Freiheitstaumel ergriffen hatte, allen „Bourgeoishunden“ die Augen aus oder warfen sie bei lebendigem Leibe ins Feuer.

Auch Kret wäre einem solchen Schicksal nicht entgangen. So aber war er gefallen, wie es sich für einen Jagdhund schickt — durch eine Kugel.

Die liebe, gute Tante.

Zwenka Zwitscherling feiert Verlobung.
Und es kamen viele, die da mitmachen wollten.
Allerhand Gäste trudelten da ein.
Auch Tante Terrakotta aus Teplitz.

„Grüß Gott, ihr Lieben“, schiebt sie in die gute Stube. „Da ist das kleine Bräutchen. Nein, wie ich mich freue! Meinen Glückwunsch! Laß dich küssen!“

Und sie küßt das Bräutchen auf Nase und Mund.

„Wo ist denn der glückliche Bräutigam?“

„Bitte schön, gnädige Frau“, tritt der Zukünftige vor.

„Oh, oh — ein schöner Mann. Ich muß Sie küssen.“

Und sie küßt den Bräutigam auf Nase und Mund.

Und dann seinen Vater. Und seines Vaters Bruder. Und seines Vaters Bruders Onkel. Und den Großpapa. Und die Großmama. Und die ganze bucklige Verwandtschaft.

„Nein,“ stöhnt sie dann vor lauter Küssen atemlos, „wie ich mich freue! Beinahe hätte ich nicht kommen können. Der Arzt hat es mir streng verboten. Aber ich habe es mir nicht nehmen lassen. Wegen mein bißchen Diphtheritis . . .“

Jo Hanns Rösler.

Man kann . . .

Konzertgedanken.

Man kann . . . statt immer das Kino, auch mal ein gutes Konzert besuchen — nur tun das die meisten nicht!

*

Man kann . . . rechtzeitig vor Beginn des Konzerts da sein — nur scheinen das die wenigsten zu wissen!

*

Man kann . . . auch ohne große Toilette Musik hören — nur macht das den meisten keine Freude!

*

Man kann . . . bis zum Schluß ruhig sitzenbleiben — nur sind die meisten zu nervös dazu!

*

Man kann . . . die Pausen zur Unterhaltung benutzen — nur sind die den meisten nicht lang genug!

*

Man kann . . . ein Programm halten, auch ohne damit zu spielen — nur vergessen das die meisten!

*

Man kann . . . Musik hören, auch ohne zu reden — nur langweilt das die meisten!

*

Man kann . . . sich zu Hause ausschlafen — nur benutzen viele das Konzert dazu!

*

Man kann . . . mit Husten daheimbleiben — nur meinen die meisten, daß just ihr Husten nicht stört!

*

Man kann . . . schweigen, während die Musik redet, und reden, während die Musik schweigt — nur machen es viele umgekehrt; viel mehr reden sie mit und ohne Musik!

Musica.



Bunte Chronik



* **Der Prinz von Wales und die Mode.** Bei einer Abendveranstaltung, bei der der Prinz von Wales Preise zu verteilen hatte, erschien der Thronfolger in der Londoner Queens-Hall im doppelreihigen Smoking, mit weichem Kragen und weichen Manschetten, in schwarzen Hosen und mit halbgrauem Überzieher. Die Zeitungen nehmen davon Notiz und meinen, der Prinz habe damit eine neue Herrenmode eingeführt. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man die Frage aufwerfen: Warum macht man eigentlich nur dem weiblichen Geschlecht den Vorwurf, eitel zu sein? Aber auch von einem anderen welterschütternden Ereignis nahmen die Zeitungen Notiz: Der Prinz rauchte zuerst eine Zigarre, ging dann zu Zigaretten über und landete schließlich bei der Pfeife. Allen Rauchern sei diese Rauchfolge aufs wärmste empfohlen!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.